

Nr. 206. Bromberg, den 23. September 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

(7. Fortsetzung.)

Als Haller eine Stunde später zurückkam, stand sein Faktotum unter der offenen Flurtüre und empfing ihn ungnädig.

„Wissen Sie vielleicht, wo der junge Herr hingekommen ist, Herr Direktor?“

„Ich? — Nein! — Ich komme doch soeben erst aus der Herrenstraße.“

„Vorher war er im Garten!“ sagte der Alte erregt. „Dann war er auf einmal wie vom Erdboden verschwunden. Ohne Abendessen, ohne Gute Nacht zu sagen, ohne — ohne überhaupt zu mir zu gehen und anzuzeigen, wohin er will!“

„Schrecklich!“ sagte Haller. Er mußte lachen. Elemer war im Laufe der Jahre genau so unter Stefans Regiment gekommen, wie er selbst. Das stimmte ihn für den Augenblick vergnügt.

„Vielleicht ist er zu Bett gegangen!“ Er sah dabei geflissentlich nach den Blumenbeeten.

„Jetzt, um die Zeit?“ ereiferte sich der Alte. „Das ist die ganzen sechs Jahre noch nicht dagewesen. Ich werde nachsehen.“

„Zeit lassen!“ wehrte der Meister. „Ich gehe gleich selbst.“

Er ging nach Elemers Schlafzimmer und klopfte. Als keine Antwort kam, drückte er gegen die Klinke. Es war nicht versperrt und im Halbdunkel sah er seinen Schüler in einem Stuhle sitzen, den Kopf in beide Hände gestützt.

„Elemer!“

„Meister!?“

Wie unsicher die geliebte Stimme klang. Haller wollte das Licht einschalten, besann sich aber und zog die Hand wieder zurück. Dieses Dämmer war barmherziger als die alles überflutende, erbarmungslose Helle des großen Lüsters.

Der Direktor tastete sich mehr, als er ging, durch den Raum und blieb vor Radanyi stehen.

„Hast du Vertrauen zu mir, Elemer?“

Ein Nicken und dann ein schweres Atemholen.

„Ist es so plötzlich gekommen, mein Junge?“

„Ja, Meister!“

„Sie ist noch ein Kind!“

„Sie wird fünfzehn!“, sagte Elemer schleppend.

„Deine erste Liebe?“

Der dunkle Kopf senkte sich bejahend.

Hallers Hände glitten darüber hin. Er suchte im Halbdunkel nach dem mattweißen Gesichte seines Schülers. Aber dessen Züge verschwammen. „Wenn sie in drei Jahren wiederkommt, kannst du sie fragen, ob sie ihr Leben an das deine ketten will!“

„Ich werde nicht mehr zu fragen brauchen!“

„Warum nicht?“

„Meister!“ Elemer stöhnte wimmernd auf. „Was bin ich denn? Sie ist die Tochter des Grafen Warren. Und ich — ich bin ein Geiger, wie sie zu Dutzenden in Wien herumlaufen.“

„Nein, du bist ein anderer.“

„Ja, einer, der noch dazu Zigeunerblut in sich trägt, einer der drunten in der Heideschänke aufgewachsen ist, einer —“

„Elemer!“ sagte Haller verweisend. „Du schämst dich wohl?“ Er fühlte einen Schmerz durch sein Innerstes gehen. War wirklich etwas in Elemers Charakter, das sich unschön entwickelt hatte?

„Ach, Meister, wie können Sie mich mißverstehen. Ich schäme mich nicht. — Ich schäme mich nicht. Aber es wächst vor mir auf wie ein Berg. Unübersteigbar. Und ich möchte hinüber, Meister. Und weiß nicht wie, Eve Maria wird niemals mein eigen werden. Und wenn sie auch wollte, Graf Warren würde sie mir niemals geben.“

„Warum nicht?“ sagte Haller, und ließ nun die Beleuchtung aufflammen. „Es gibt Männer, die aus den niedersten Verhältnissen herausgewachsen sind und sich Frauen erster Gesellschaftskreise holten. Und du bist aus einer der besten Familien. Dein Vater war ein Künstler, deine Mutter eine Ballin. Den Zigeuner kannst du ruhig fallen lassen. Dein Großvater ist ein Ehrenmann, auch als Wirt der Heideschänke. Komm mir nie wieder mit solchen Dingen. Wenn du ein Großer wirst in deiner Kunst, wenn du ein König wirst in deinem Reich und eine Frau ernähren kannst, dann hast du auch das Recht, als Freier in die Herrenstraße zu gehen. Warren weiß nichts von Adelsdünkel und sitzt nicht, wie die neunzig Prozent der anderen, auf seinem Stammbaum. Und wenn seine Tochter dich liebt, wird er sie dir auch geben.“

„Wirklich, Meister?“ entfuhr es Elemer.

„Gewiß. — Und vorderhand sei vernünftig. Wer weiß eines schönen Tages läuft dir eine andere hübsche Wienerin über den Weg, und die kleine Evi Mi gehört der Vergangenheit an.“

„Niemals, Meister!“

„Die Zeit wird's lehren, mein Junge. Jetzt aber sei so gut und komm zum Abendtisch, wenn du es nicht mit dem Stefan verderben willst. — Du kannst nichts essen? — So? — Dann ißt du eben nichts. Aber mir Gesellschaft leisten, das kannst du doch. — Du hast mich etwas verwöhnt in den sechs Jahren!“

Der Abend verlief etwas schweigsam. Als aber Haller an den Flügel trat, griff Elemer beinahe unbewußt nach seiner Geige. Beethovens Geist schwebte alsbald über dem Raume. Radanyis ganze junge Liebe jauchzte und schluchzte in den Tönen, die seinem Instrumente entströmten. Als Haller längst die Hände ruhen ließ, lachte die Geige noch und ging dann in ein Träumen über. Elemer sah ein blondes, flimmerndes Haargekräusel über einer weißen Kinderstirne und hörte eine kosende Stimme: „Ich hab dich lieb — das weißt du doch!“

Er war so selig, wie nie zuvor in seinem Leben. Jede Kluft schien ihm überbrückt.

Schneller, als er vermeint hatte, kam der Schlaf, als er gegen Mitternacht nach seinem Zimmer ging. Morgen würde er sie nochmals sehen und wenn sie wiederkam . . .

Im Traume saß er vor der Hütte der Karin. Sie lachte ihn an und deckte das Schicksal seines Lebens vor ihm auf. Es war in eitel Sonne gebadet. Nicht eine Wolke trübte sein Glück.

Haller stand noch lange an dem Fenster seiner Schlafstube und sah in die Stille der Nacht, sah nach dem hellen Lichtschimmer, den die Laternen Wiens um den Horizont zogen. Wie Elemer, so hatte auch er einmal geliebt, so trunken voll Seligkeit, so gläubig, so aller Hoffnung voll.

Und war doch alles ein Nichts gewesen, ein Traum. — Denn, die er geliebt hatte, war Radanyis Mutter geworden.

*

Der 19. Oktober kam als strahlend schöner Spätsommertag über die Wälder heraufgezogen. Wien lag in Licht und Sonne gebadet. In Hallers Garten glänzte der Tau in tausend und abertausend funkelnden Demanttropfen auf Gras und Blumen. Haller saß schon in aller Morgenfrühe am Flügel und spielte Brückner. Stefan schlürfte den Flur hin und zurück, treppauf und ab, er machte beinahe Lärm, klappte die Türen kräftig ins Schloß und fuhr mit einem huuuun Gschschsch unter das Spatzenvolk, das in den Trauben saß. Und alles das nur wegen Elemer. Der schlief noch und hatte scheinbar ganz vergessen, daß er heute sein erstes Konzert im Beethovensaale geben mußte.

Als er dann endlich kam, entwickelte er beim Frühstück einen Appetit wie nie zuvor. Zwei Tassen Tee, zwei belegte Brote und dann frug er den verblüfften Stefan, was es zum Mittagessen gebe und als Abendbrot.

Von seinem Konzert nicht einen Ton.

„Willst du noch einmal proben?" sagte Haller und nahm Brückner vom Flügel, um Beethoven aufzulegen.

Radanyi sah ihn gequält an. „Wenn Sie es nötig halten, Meister!"

„Nein! Ich dachte nur —, wenn es dir lieb wäre, Elemer!"

Radanyi schüttelte den Kopf, nahm die Morgenzeitung und ging nach dem kleinen Wäldchen hinter der Wiese. Dort traf ihn Stefan, wie er im Grase lag, die Hände unterm Kopf verschränkt, geradewegs in den Himmel träumend.

Der junge Herr war ihm noch nie ein solches Rätsel gewesen, wie heute. Er war entschieden aufgeregter, obwohl er gar nichts dabei zu tun hatte.

Völlig aus dem Geleise geworfen aber wurde er, als Elemer ihm am Nachmittag die Mitteilung machte, daß einer der ersten Plätze für ihn reserviert sei.

Zwei Stunden kam er nicht mehr aus seinem Zimmer. Und als er dann heraustrat, hätte Haller ihn beinahe nicht mehr gekannt, so schön hatte er sich gemacht. Der junge Herr sollte sich seiner nicht zu schämen brauchen.

„Ich glaube, es wird voll," sagte Radanyi lächelnd, als er die endlose Wagenreihe vor der Auffahrt sah. „Mir wird Angst, Meister."

Haller sah an seinem vergnügten Gesichte, daß er scherzte. Er hatte noch nie einen solchen Schüler gehabt, der mit solcher Ruhe in sein erstes Konzert ging. Es würde alles klappen.

Aber es klappte nicht nur — es wurde ein Triumph. Man hatte sich Großes von dem jungen Talent versprochen, das da in Hallers Schutz und Pflege herangereift war. Aber alle Erwartungen wurden weit übertroffen. Technik und Seele vereinigten sich im Spiele, strömten gleich einer allesbezwingenden, geheimnisvollen Macht aus Radanyis Geige auf seine Zuhörer über und rissen diese mit sich. Solchen Beifall hatte der Beethovensaal nur selten erlebt. Ein wahrer Hügel von Kränzen und Blumen wölbte sich zu Radanyis Füßen. Er sah Alice Ballins Augen strahlend auf sich gerichtet, und neben ihr Warren und den Bankier und etwas weiter nach rechts den alten Stefan. Die Tränen kollerten ihm über die runzeligen Wangen herab auf den Strauß von Astern, der für Elemer bestimmt war und den er ganz zu geben vergaß.

Die gesamte Kritik fand am anderen Morgen ein einziges vollkommen uneingeschränktes Wort des Lobes. Schon das erste Konzert hatte ihn zu einer Größe gemacht. Die Salons der ersten Wiener Kreise öffneten sich dem neuen Stern. Eine Flut von Einladungen ergoß sich über ihn. Glänzende Angebote liefen ein. Er konzertierte in den folgenden Wochen in den größten Städten Deutsch-Österreichs. Haller begleitete den Schüler getreulich. Im Laufe des Jahres unternahmen sie zusammen ein Tournee durch ganz Europa.

Es war ein einziger Triumph und Presse und Publikum waren sich überall, wohin sie auch kamen, in der Begeisterung und im Lobe einig.

Zu seinem sechsundzwanzigsten Wiegenfeste lief eine Karte aus Schottland ein. Fein säuberlich geschrieben.

„Die besten Wünsche zum Geburtstage sendet dir, lieber Elemer, deine Eva Maria Warren."

Sonst nichts.

Radanyis ganze Festesfreude verblaßte. Verärgert warf er das Kärtchen zur Seite.

„Was hast du dir erwartet?" frug Haller amüsiert.

„Zum mindesten einen Brief."

„Du großer, dummer Junge! Aus einem Kloster, unter den Augen einer Äbtissin, was hätte sie dir da schreiben sollen? Wenn man seine Liebe an eine kaum Sechzehnjährige schenkt, darf man nicht mit ihr rechten, wie mit einem reifen Weibe!"

Elemer sah ein, daß der Meister recht hatte. Er nahm die mißhandelte Karte und glättete sie sorgsam. Jeder Buchstabe erschien ihm nun als ein Liebesbeweis. Vorsichtig steckte er sie in die Brieftasche. Sie hatte an ihn gedacht. Es stimmte ihn froh. Er sandte ein Telegramm als Dank und eine Riesenbonbonniere, an der sie drei Wochen zu knabbern haben würde.

Den zweiten Winter gastierte er in Rußland. Haller kam diesmal nicht mit. Das rauhe Klima sagte ihm nicht zu, aber er hatte für seinen Schüler einen erstrangigen Begleiter gesucht, der auch im Charakter und Fühlen mit ihm übereinstimmte. Im Frühjahr kam er wieder und gab einige Konzerte im Inlande. Den Sommer verbrachte er mit dem Meister in der geliebten Steppe. Radanyi sonnte sich im Glücke, den Enkel wenigstens für Wochen wieder zu haben.

Dann kam mit den ersten Schneeflocken die Reise nach dem Süden, an der auch Haller wieder teilnahm, sich von der strahlenden Sonne Italiens und Spaniens seine vertrockneten Knochen, wie er sich ausdrückte, wieder neu bekräftigen zu lassen.

Drei Jahre sind eine Ewigkeit, wenn man sie vor sich sieht, wie eine Gegend, die vor unseren Augen stehend doch erst nach endlos langem Wandern zu erreichen ist. Sind sie vorüber, gleichen die Wochen einem Flügelschlag, der einmal im halben Träumen über uns hinwegrauschte.

Radanyi konzertierte in Stockholm, als ein Telegramm Hallers ihn erreichte.

„Sie ist zurückgekommen . . Wann kehrst du heim? — Dein Meister."

Elemer fieberte. Noch einen Abend, den er unmöglich absagen konnte, dann wollte er reisen. Noch nie war ein Tag und eine Nacht so schleppend lang gewesen. Er quälte sich und suchte sich vorzustellen, wie sie sich entwickelt hatte, wie sie sich gab, sie war nun achtzehn. Ob sie gewachsen war, ob sie wohl wußte, was Liebe ist, er erschrak, wenn er das dachte. Wenn sie schon einen anderen im Herzen trug? Die Fahrt im Schnellzug wurde zur Marter. Für ein paar Stunden verkürzte der Schlaf die Qual der Erwartung und der Ungewißheit.

Und nun stand er nach fünfundzwanzig Stunden Fahrt am Gartentore vor Hallers Landhaus und drückte sachte die Klinke ins Schloß. Stefan kniete jätend zwischen seinen Bäumen. Das Bücken ging nicht mehr. Der Rücken war allzu steif und ungelenk geworden. Nur sein Gehör ließ immer noch nichts zu wünschen übrig. Er horchte auf, als jemand hinter ihm den bekiesten Weg entlang kam.

„Unser junger Herr!"

Er wäre um ein Haar vornüber zwischen all seine Blumenkinder gefallen.

Elemer drückte die alten, treuen Hände, die noch so unentwegt ihre Pflicht erfüllten. Sie gingen zusammen ins Haus und wie dazumal meldete Stefan seinem Direktor.

Zu dreien saßen sie in dem gemütlichen Verandazimmer, das heißt, der Alte war stehengeblieben und wollte sich hinausschleichen, um einen Imbiß herzurichten, aber Radanyi drückte ihn neben sich in einen Stuhl. „Wir gehören nun doch einmal zusammen, Meister, nicht?" Und Haller nickte mit einem gütigen Lächeln seine Zustimmung.

In seinem Zimmer, das stets für ihn bereit stand, fand Elemer eine Karte vor, die auffällig in der Mitte des Schreibtisches lag.

Mein lieber Radanyi!

Es würde mich herzlich freuen, wenn Sie an dem heutigen Gesellschaftsabend, den ich zu Ehren meiner zurückgekehrten Tochter gebe, teilnehmen könnten. Von Ihrem Meister habe ich erfahren, daß Sie sehr wahrscheinlich aus Stockholm retour sein werden.

Ihr erg. Warren.

Radanyi drehte die Karte zwischen seinen gepflegten Händen, kniff erst den rechten Rand und dann den linken, hierauf auch noch die Ecken ein, strich darüber hin, und kniff von neuem, bis das Geschriebene kaum mehr leserlich war und wunderte sich zum Schluß, wie er das zuwege gebracht hatte. So sehr war er mit seinen Gedanken abwesend gewesen. Immer quälte er sich mit dem Bilde der Geliebten, aber es zerrann immer wieder wie ein Schemen.

„Bist du neugierig, mein Junge?" neckte Haller, als er aus seinem Zimmer in das des Meisters trat.

Radanyi nickte. „Haben Sie Eva Maria schon gesehen?"

„Ja!"

„Ja?" Radanyi empfand es kaum, daß er dies schrie. „Ist sie noch so, wie damals, Meister?"

(Fortsetzung folgt.)

Ernteschmaus und Erntedank.

Vier Herbstbilder.

Von **Hermann Lex.**

Im Schlehenbusch schüttelte und rüttelte der Herbstwind. Just vor drei Tagen hat er noch weit draußen im Ozean geplätschert, jetzt fegte er schon hier herum. „Sachte, sachte", brummelte der Schwarzdorn, „unsereins ist so ein Fegfeuer nicht gewohnt."

„Hui!, Hui!" pfiff der Sausebraus, und blies mit vollen Backen. Erschrocken tanzten die lehmgelben Blättchen zu Boden. Nun ja, er hatte ja noch die blauen Beeren, die konnten nun so recht schwarz werden in der Mittagssonne. Aber lange wird das nicht mit ihnen dauern. Die Jungen kommen, pflücken sie und braten sie zwischen den Steinen.

„Ach Gott, ach Gott!" entfährt es dem Schlehenbusch.

„Zipp — zipp — ra — ra —", fährt die Schwarzamsel durch den Weißdorn. Gerad' vom Holunderstrauch kommt sie, die schwarzen Beeren mundeten gut, drücken aber den Magen so. „Schnell was Trockenes dazwischen!" hat ihr der Dompfaff geraten. Dem schaden die Holundertrauben nichts, der hockt und einsiedelt auch dort das ganze Jahr, und hat sich daran gewöhnt.

„Mehlbirnen," sagen die Kinder zu den rotbackigen Früchten des Weißdorns. Über und über voll hat er sich damit behängt. Die Amsel schmaust davon. „Ja, jetzt weiß man nicht, wo man anfangen soll zu essen. Überall kann man anbeißen," lispelt sie vor sich hin. Schwupp! — Da fällt ihr eine schöne Beere zu Boden. Schwapp — hat sie das Spitzmäuschen geschnappt. „Daß dich der Teufel . . .", faucht die Amsel. „Sachte, sachte", piepst das Mäuslein, und blinzelt listig mit den kleinen Schwarzaugen.

„Wart', ich erwisch dich!" darauf die Schwarzamsel. Streckt da die Hagebutte ihren Dorn in des Weißdorns Haus. Klatsch!, schlägt sie eine Butte zu Boden. Schwapp!, hat sie das Mäuslein. „Ätsch!" lacht die Amsel, und die Maus fährt sich mit den Pfötchen übers Maul. Au!, was stechen die Hagebutthärchen ihr in der Zunge. Und schnell raschelt sie ins Laub . . .

*

Da fährt der Wind in den Bäumen herum. Im Wipfel schaukelt er am meisten. „Hei!, wie das Obst zu Boden klatscht. Der Bauer schimpft über den Herbstwind: Loser Geselle!

„Nimm dich in acht, Bäuerlein!", und schon packt er es auf der Leiter. Erschrocken klammert der sich an die Sprossen. Das macht dem Sausekind Spaß. „Ei!" lacht er, „was habe ich da eine feine Gesellschaft ausgehoben." In eine dicke Birne hat er hineingepustet, und nun tollen sie wie die Betrunkenen aus der Wirtschaft heraus. Den Wespen, die darin schmausten, ist der Saft in den Kopf gestiegen. Auch eine Biene hat sich unter die Zechgesellschaft gemischt. Wie sie mit den Flügeln schlagen, den Füßen fehlt es an Gelenkigkeit, dem Kopf an Richtungssinn, und auf-, über-, untereinander torkeln sie. „Das kommt davon," schnattern die Amseln, und dabei können sie selbst kaum genug bekommen. Einmal hierhin, einmal dahin hackt der flinke Schnabel, und mit Kennerblick sucht man sich das Beste aus. Man hat ja Auswahl . . .

„Ja, ja, jetzt noch," sagt der Birnbaum, und rüttelt sich. „In vier Wochen . . ." „Ach was!" schnattert der Amselchor, „heut' ist heut'!" „Nächsten Sonntagmorgen feiern sie im Dorf schon Erntedank!" säuselte er noch leise.

*

„So schön war es lange nicht mehr," sagt die alte Maus, und nagt sich an einer Kartoffelknolle satt. „Wenn es nur immer so bliebe!" zetert die Kröte, die schläfrig hinter dem Kartoffelbusch mit den Augen zwinkert. „Alleweil hast doch noch genug Fliegen," entgegnet die Maus. „Das schon. Im Gegenteil, zuviel sogar. Die Schwalben, meine Konkurrenz, sind ja fort. An Nachtschnecken ist auch kein Mangel. Und im übrigen wünsche ich nicht euer Geschwätz."

Damit tat die Kröte die Maus ab und macht einen Hopser nach dem Rübenfeld, wo ein Schwarm Mücken sorglos spielt und tanzt. „Auf und ab, im Boden 'rum!" summt der Tanzmeister und saust im Schwung nach unten. Schwapp!, zappelt er schon im breiten Maul der Kröte. Erschrocken fahren die Mücken nach oben. Der Dickbauch setzt sich unter den Kohl. Er ist so zufrieden mit sich selbst. Gar nicht weit von ihm zappelt, wimmelt, krabbelt es. Er läßt heute mal das Gekrabbel in Frieden. Wie die Erde so freundlich riecht. Und die Engerlinge wühlen; der Tausendfuß klettert mit dem Vielbein um die Wette über die Schollen, sie überrennen eine Spinne, daß ihr das Kindersäckchen vom Hinterleib rollt und sie ihre liebe Not hat, die Kleinen wieder hineinzustecken und das Loch zu flicken. Die Asseln und Erdflöhe rennen und springen aus lauter Freude umher. Das Marienkäferchen breitet seine Flügel und fliegt in die klare, herbstgoldene Weite. Beinahe hätte es sich in einen Altweibersommerfaden verwickelt. Schnell nach rechts, und er segelt vorbei.

*

Das Dörfchen lacht, der Kirchturm strahlt, die Dächer glänzen. Eitel Glück liegt in den Gassen. Und so sauber gekehrt sind sie. In den Höfen spielt die Eile mit der Arbeit. Früh schon sind die Leute vom Feld zurück. Morgen ist Erntedankfest. Da gibt es allerhand zu tun . . .

Die Kirche hat den Schmuck des Herbstes angelegt, an ihrer Pforte glänzt der Segen des Feldes, vor und um Altar und Kanzel kniet die Fülle des Jahres. Die schönsten und herrlichsten Früchte, von den frommen Bauern in Dankbarkeit dorthin gebracht . . .

„Erntedank." Der Michelsbauer geht zum Eckers Jakob, denn er denkt an den Spruch: „Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und geh' zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder!"

Er hielt einen Augenblick ein, stand, sog tief den Erddunst ein, der kühl vom Feld weht. Wie schön die Erde duftet!

„Ja, mit dem Ecker muß er einig werden. Beim letzten Erntedankfest hatten sie sich entzweit. Jeder hatte seine Früchte gelobt, und schon war der Neid da; ein böses Wort, und noch eins, der Zank war da — und ein ganzes Jahr hatten sie sich nicht mehr gegrüßt und gesprochen. Und morgen war wieder Erntedank. Da muß Frieden werden.

Er stieß das Holztor auf und trat in den Eckerschen Hof. Lange ist er dort. Der Mond guckt übers Scheunendach, da ging er erst fort. Still liegt das Dorf. Auf dem Feld liegt Nebel. Der Ecker drückt ihm die Hand . . .

Am nächsten Morgen wartet der Ecker auf den Michelsbauer, und zusammen gehen sie in das Gotteshaus. Da fällt der erste Sonnenstrahl durch den Nebel in die Kirche . . .

Wer andern eine Grube gräbt...

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von **André v. Kún.**

Der leidende Held dieser „Tragikomödie", geschehen in Paris anno 1928, ist der Sohn eines längst verstorbenen kleinen k. u. k. Militärkapellmeisters, aus dem allerdings Etwas geworden ist. Er heißt — Franz Lehár! Seines Zeichens, wie im Wiener Telephonbuch zu lesen ist, Komponist und Kapellmeister. Unseres Wissens hingegen der ungekrönte König der modernen Operette, ein Künstler von Gottes Gnaden, der niemals ein Handwerker seines Berufes geworden ist.

Meister Lehár, dessen fünfundzwanzigjähriges Komponistenjubiläum vor wenigen Wochen in Wien feierlichst begangen wurde, arbeitete den Sommer hindurch an der Instrumentierung seines groß angelegten Goethe-Singspiels, das demnächst die Uraufführung in Berlin erleben wird. Zwischendurch mußte aber der Maestro zu seinem größten Leidwesen die schöpferische Arbeit des öfteren unterbrechen, um den Jubiläumsaufführungen seiner in allen europäischen Ländern gespielten Werke durch sein Erscheinen sowie persönliches Dirigieren eine besonders festliche Note zu verleihen.

So führte ihn der Weg auch nach Paris, wo im Théâtre Gaieté sein vorletztes Werk, das in Deutschland hinlänglich bekannte reizende Singspiel „Paganini" der hundertfünfzigsten Vorstellung entgegen steuerte. Große Künstler haben mitunter ihre kleinen Marotten, und so beschloß denn der Meister, der hundertneunundvierzigsten Aufführung seiner Operette unerkannt als einfacher Theaterbesucher beizuwohnen. Er kaufte also eine Eintrittskarte und beobachtete nicht so sehr die Bühne als eher sein Publikum. Die Stimmung desselben ließ nichts zu wünschen übrig. Insbesondere schien des Meisters unmittelbarer Nachbar, ein typischer Pariser Gent, ein regelrechter Lehár-Schwärmer zu sein. Dieser junge Mann war in Gesellschaft einer Dame und hielt seiner Begleiterin ganze Vorträge über die Vorzüge der Musik. Das Pärchen war völlig hingerissen.

Der Maestro lächelte still vergnügt vor sich hin und wollte seinem unbekannten Verehrer gern einen kleinen Streich spielen. Da er fließend französisch spricht, fiel es dem Pariser nicht auf, daß ihr der nebenan sitzende Herr mit grauem Haar und jugendfrischem Gesicht in der großen Pause anredete. Lehár behauptete, geradewegs aus Marseille gekommen zu sein, um die neueste Wiener Operette zu

hören, und gestand, er sei etwas enttäuscht. Er wollte auf diese Weise die **Ehrlichkeit** des **Schwärmers** auf die Probe stellen.

„Ganz gewiß ist die Musik," begann Lehár mit einem todernsten Gesicht sein eigenes Werk zu kritisieren, „ganz nett geraten. Ein Meisterwerk, wie Sie die Operette vorhin nannten, ist sie auf keinen Fall. Im Gegenteil, meines Erachtens handelt es sich um das bisher **schwächste** Stück des Komponisten. Ich darf das wohl ruhig behaupten, da ich selbst ein Musiker bin!"

Der Pariser war sichtlich erstaunt, nahm aber die „Sondermeinung" des Herrn aus Marseille **ohne Widerspruch** zur Kenntnis. Sein Schweigen reizte nur den Meister, und er fuhr hastig fort: „Das große Duett im zweiten Akt ist zum Beispiel originell, der große Liebeswalzer stellt einen geschickt modernisierten Offenbach dar, und die Eingangspartie vom Finale" — Lehár begann das Motiv zu summen — „mutet wie eine mäßig gelungene Verdi-Nachahmung an! Wie denken Sie darüber mein Herr?"

Der Pariser und seine Dame lächelten zwar recht sonderbar, meinten aber, daß Monsieur, da doch zugestandenerweise **selbst** Musiker ,wohl Recht haben müßte, und verabschiedeten sich höflich dankend für die freundliche Belehrung. Der Komponist war etwas verstimmt, daß die Leutchen so schnell die Meinung über seine Musik revidierten, machte sich aber nicht viel aus der Sache, bis . . .

Bis am nächsten Morgen die führende Pariser Theaterzeitung folgenden sensationellen Leitartikel veröffentlichte: „**Franz Lehárs ehrliche Meinung über „Paganini"**."

Die zahlreichen, fett gedruckten Unterüberschriften des Aufsatzes waren nicht minder schlagkräftig: „Der Meister gibt zu, seine Musik aus Werken von Offenbach und Verdi zusammengestohlen zu haben. Er lehnt es entschieden ab, originelle Musik zu schreiben!"

Der Maestro war sprachlos; das war nun eine hübsche Bescherung für den Tag der Jubiläumsaufführung! Erst konnte er den Angriff gar nicht begreifen. Dann ging ihm aber plötzlich ein Licht auf: er erinnerte sich an das sonderbare Lächeln des freundlichen Herrn im Theater!

Der Pariser „Jüngling", den Lehár für einen biederen Bankbeamten hielt, war eben — der Chefredakteur der größten Pariser Theaterzeitung! . . .

Lehár soll geschworen haben, die — Ehrlichkeit der Lehár-Schwärmer nie wieder auf die Probe zu stellen . . .

Der Vogelzug.

Von Albin Michel-Berlin.

Obgleich die Kenntnisse über die Wanderung der Zugvögel in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen haben, sind dabei doch noch Rätsel zu lösen. Wenn die Forscher häufig zu Ansichten kamen, die von einander sehr stark abweichen, so lag dies zu einem großen Teil auch daran, daß sie den Vogelzug von zu verschiedenen Standplätzen aus beobachteten. Der eine sah ihn im Frühjahr und Herbst jedesmal in Ebenen vorüber ziehen, der andere machte seine Beobachtungen im Gebirge, manche der Forscher lebten an breiten Strömen, andere in steppenähnlichen Gebieten. Dann wurde auch zu sehr verallgemeinert, Wanderungseigenheiten der einen Vogelart sind auch auf andere übertragen worden. So ergeben sich widersprechende Ansichten, welche die Fragen des Vogelzuges noch verdunkeln, mit der Zeit aber doch aufgeklärt werden konnten. Heute wissen wir, daß der Storch feste Zugstraßen hat, wogegen sich andere Zugvögel weniger eng an bestimmte Wanderstraßen halten. Die Beobachtung, daß die Vögel bei ihren Wanderungen vom Norden nach dem Süden die Hochgebirge meiden und sie umgehen, kann heute dahin ergänzt werden, daß es auch Vogelarten gibt, die den Flug über hohe Berge nicht scheuen. So wird das Hochgebirge von den Störchen stets gemieden, dagegen ziehen Drosseln und Finken darüber hin.

Verschiedene Vögel wie die Kraniche, die Gänse, die Enten und noch andere fliegen bei ihren Frühlings- und Herbstwanderungen in Keilform, andere wiederum in breiten Geschwadern. Es gibt auch Vögel, die ausgesprochene Küstenwanderer sind und nur an den Ufern der Meere weiter ziehen. Das große Heer der Zugvögel läßt sich auch in Tag- und Nachtwanderer scheiden. Zu den Tagwanderern gehören Störche, Kraniche, Gänse, Schwalben, Wachteln, Finken. Nachtwanderer sind die Eulen, Reiher, Kuckucke, Schnepfen, Drosseln. Im allgemeinen nehmen sich die Vögel beim Herbstzug mehr Zeit als beim Frühjahrszug. Im Herbst brechen sie so zeitig auf, daß sie unterwegs den Tisch noch immer gedeckt finden, dagegen treibt der Paarungstrieb die Vögel im Frühjahr rascher vorwärts. Besonders deutlich tritt dies beim Storch hervor. Dessen Reise von Nordeuropa nach Südafrika dauert im Herbst dreimal so lange wie die Rückkehr im Frühjahr. Der bekannte Vogelkenner Dr. Kurt Floericke ist der Ansicht, daß die Herbstreise des Storches 80 Tage dauert, wogegen der Frühjahrsflug nach dem Norden schon in 25 Tagen zurückgelegt wird.

Beim Frühjahrsflug kommt es auch vor, daß Vögel, die in der Heimat besonders ungünstiges Wetter antreffen, kehrt machen, wieder eine Strecke südlich fliegen und dort noch eine Weile bleiben, bis die Witterung günstiger geworden ist. Bei manchen Vogelarten fliegen Alte und Junge gesondert, so sind im Spätsommer die alten Kuckucke längst nach dem Süden gezogen, wenn die Jungen noch immer bei uns weilen. Merkwürdig ist beim Vogelzug ferner, daß Männchen und Weibchen, wie besonders bei den Nachtigallen, bei Buchfinken und Störchen festgestellt werden kann, gesondert fortwandern und auch gesondert wiederkommen. Zuerst ziehen die Männchen fort, nach verschiedenen Tagen machen die Weibchen Veranstaltungen zur Abwanderung, ebenso brechen die Männchen im Frühjahr in der Winterheimat zuerst wieder auf und stellen sich eher bei uns ein. Wie im Frühjahr bei besonders ungünstigem Wanderwetter manchmal eine Rückwanderung nach dem Süden einsetzt, so wird die Herbstwanderung zuweilen bei schlechtem Wetter unterbrochen, besonders, wenn schwere Stürme über das Land brausen oder wenn Gewitter niedergehen.

Frühere Behauptungen, wonach die Zugvögel häufig in unendlichen Höhen über der Erde dahinziehen, können heute nicht mehr aufrecht erhalten werden; denn durch Versuche ist ganz einwandfrei erwiesen worden, daß Vögel in Höhen von verschiedenen tausend Metern nicht mehr leben können. Die äußerste Grenze, in der die Tiere noch leben, also auch noch fliegen können, dürfte nicht viel über 2000 Meter hinausgehen. Im übrigen richtet sich die Höhe, in der die Zugvögel wandern, nach den Luftverhältnissen und danach, ob Wolken den Himmel überziehen oder ob heller Sonnenschein herrscht. Ist der Wind in den oberen Luftschichten für den Vogelflug günstiger, so werden größere Höhen aufgesucht, ebenso bei schönem, klarem Wetter. Auch fliegen die Nachtwanderer tiefer als die Tagwanderer.



Bunte Chronik

* **Der Kuß im Tunnel.** Der berühmte französische Maler Horace Vernet reiste eines Tages von Versailles nach Paris und kam zufällig zu zwei älteren englischen Fräuleins ins Abteil, die sehr häßlich und unsympathisch waren. Nachdem die Damen jedesmal, wenn sie glaubten, Vernet bemerke es nicht, ihn lange betrachtet hatten, begannen sie, sich ihre Meinung über ihn halblaut mitzuteilen. Vermutlich glaubten sie, wenn sie ihre Sprache sprächen, könnten sie Bemerkungen machen, wie sie wollten. Der alte Maler vergnügte sich außerordentlich daran, war aber zu sehr Weltmann, um merken zu lassen, daß er von ihrem Gespräch Notiz nahm. Als der Zug gleich darauf einen Tunnel passierte, beugte sich Vernet vor und drückte einen schallenden Kuß auf seine eigene Hand. Als der Zug wieder ins Tageslicht hinausrollte, hatte sein Gesicht einen schelmischen Ausdruck, und beide Damen beschuldigten einander, die Glückliche zu sein, die im Dunkeln einen Kuß von dem schnurrbartgeschmückten Fremden erhalten habe. Bei der Ankunft half Vernet galant seinen Reisegenossinnen aus dem Wagen, verneigte sich tief und nahm Abschied, indem er in korrektem Englisch sagte: „Leben Sie wohl, meine Damen! Ich werde wohl nie Gelegenheit haben, zu erfahren, wem von Ihnen ich den unerwarteten Gunstbeweis verdanke, den ich im Tunnel empfing!"



*

* **Wieviel Teile hat ein Auto.** Die wenigsten Kraftwagenbesitzer können sich auch nur einen annähernden Begriff machen, aus wieviel Einzelteilen ihr Fahrzeug besteht. Eine Automobilfabrik hat alle einzelnen Teile ihres Standardtyps auf große Holztafeln einzeln aufgezogen und in ihrem Schauraume ausgestellt. Die Ausstellungstafeln, die nunmehr sämtliche Einzelteile enthalten, nehmen zwei Stockwerke ein und gewähren so auch den Kunden Einblick in die kleinsten Details, die nicht weniger als 12 000 Einzelteile umfassen. Nicht nur die rein motorischen Teile, sondern auch die Bestandteile der Karosserie, sowie des gesamten Zubehörs sind ausgestellt.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. o.**, beide in Bromberg.